Umbrische Reisegeschichtlein

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572260

Nutzungsbedingungen

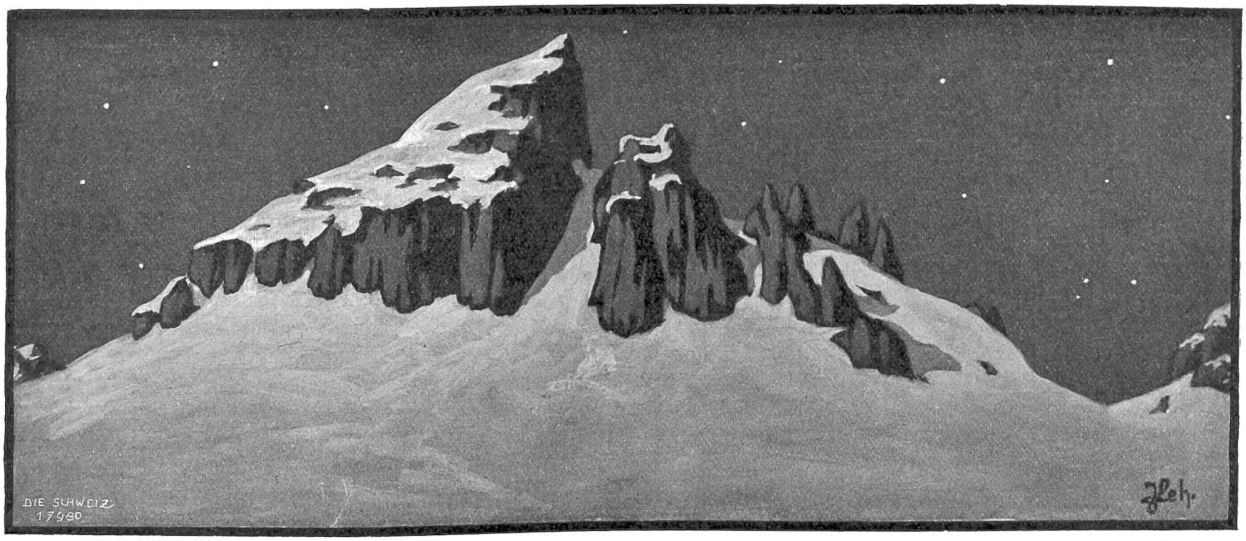
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Schöne Nacht

Nach des letzten Tages Mühe
Kommt die lange schöne Nacht,
Die den Flügel schon bewegt,
Daß sie uns hinüberträgt...
Und wir tanzen bis zur Frühe
Eine lange schöne Nacht.

Sieh, nun weiß ich, daß ich blühe
Eine lange schöne Nacht.
Wenn am letzten Tage spät
Sanft das Abendrot vergeht,
Kommt zu mir nach all der Mühe
Eine lange schöne Nacht...

Carl Friedrich Wiegand, Zürich.

Umbrische Reisegeschichtlein.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Heinrich Federer, Zürich.

2. Das letzte Stündlein Innocenz' des Dritten.

Der große Innocenz lag am Nachmittag des heißen 16. Juni 1216 im erzbischöflichen Palast von Perugia auf erhöhtem Lager, bei offenen Fenstern in den letzten Zügen. Jäh war es über den blühenden Herrn gekommen und hatte ihn aus großen Plänen und einem Tisch voll noch nasser weltregierender Diktate ins Sterben geworfen. Eine Orange zur Unzeit, Fieber, verwirrter Medicus und der Tod, das ging in einen halben Tag.

Er sah vom Kissen aus das Tibertal zu den Gesimsen heraufleuchten und drüben die kleinen Stadtnestlein Assisi, Spello, Foligno und Trevi von den Gebirgshängen winken. Aber reden, schreiben, auch nur noch mit dem Finger deuten konnte der Sterbende nicht mehr. Steif und still lag er da. Unter den Fenstern auf dem Pflaster hörte er die Rosse trampeln, Wagen vorfahren, Eilboten im Galopp den Hügel hinunter nach Rom rasen. Er hörte die Aerzte arabische Phrasen gegeneinander schimpfen und dazu mit ihren langen Röcken rauschen. Und das Hofgesinde und die Prälaten hörte er flüstern: „Er ist aus reichem Haus und ein großer Sparer gewesen. Wer kennt sein Testament? Was vermacht er uns?" Und übel klang dazu, wie man sich schon um die Schlüssel zu dieser und jener Truhe sorgte. Aber noch viel übler war das fromme ängstliche Durcheinander anzuhören: „Gott, was wird aus unserer heiligen Kirche? So jung der Kaiser, so furchtbar der Muselmann, so nötig unser Papst wie die Sonne am Himmel! Wer soll seinen Stuhl füllen? Die Welt fällt auseinander!" Das und alle die tausend Geräusche, die das Abtreten eines Großen und das Kommen des Nachfolgers begleiten, hörte er mit dem so feinen Ohr der Sterbenden. Aber er lachte in seine große Seele hinein. Ach, was war doch dies alles für Torheit! Drüben glänzt Assisi. Dort lebt der Mann, der für diesen Augenblick allein noch paßt. Wo ist Franciscus, der Bettler? Franciscus her! Ach, wenn er ihn doch rufen könnte!

Der stand einmal vor seinem Stuhl in Rom und fragte demütig: „Herre Papst, dürfen wir arm sein?"

Der junge Papst schüttelte damals verwundert seinen lockenbraunen Kopf. Die Hofschranzen aber spotteten laut.

„Dürfen wir von der Armut leben?" wiederholte Franz noch demütiger.

Innocenz lächelte fein. Was war das für eine neue Speise, die Armut? Was für ein neuer Reichtum, das Nichtshaben?

„Herre Papst, so meine ich's: Darf ich eine Familie gründen aus lauter Freiern? Aber nicht aus Freiern um adelige Töchter oder um Bischofsmützen oder um Baronate! Ach nein, aus Freiern um die schöne, reine, selige Frau Armut. Dürfen wir vom Almosen leben? Und daneben wie die Vögel und die Eichhörnchen im Walde hausen, die bequeme liebe Erde zu Stuhl und Tisch und Bett und Studierpult und Futterplatz nehmen? Und das Summen und Brummen der Tierlein zur Musik und das Wasser zum Spiel? Und dürfen wir uns so sorgenlos der Natur und ihres Bauherrn freuen? Und weil ganz gewiß so eine Armut allein der wahre Reichtum ist, dürfen wir unser köstliches Freiertum auch andern predigen? Etwa den Schwitzenden und den Belasteten? Den Verdrossenen und den Geizhälsen und den Schlemmern? Damit alle einfach werden? Denn einfach sein, ist wie das Evangelium sein, ist selig sein. Dürfen wir, Herre Papst, sag', dürfen wir?"

Das sang und drang in des Heiligen Vaters Herz wie mit Vogelstimmen. Es war vor wenigen Jahren. Wie gut weiß er es noch! Und wie sieht er noch immer deutlich jenen blassen, jungen, sonnigen Mönch in der staubigen Kutte mit seinen zwitschernden Gesellen vor ihm stehen und so fröhlich betteln, als hätte er den blauen Himmel im Auge und einen Engel auf der Zunge.

„Aber ihr fallet den Menschen zur Last mit euerem Betteln und leidet dann Not und haltet es nicht lange aus!"

„Lasset uns nur machen, Herre Papst, es wird schon gehen. Wenn es den unwissenden Vögeln gelingt, so einem Spatz und Gimpel sogar, warum nicht auch uns schlaueinfältigen Geschöpfen?"

Da ließ Innocenz sie gewähren. Und als die Mindern Brüder mit ihrem herrlichen Wald- und Harzgeruch aus dem Marmorsaal des Lateran hinausgesprungen waren und nur noch ein leises blaues Wolkendüftlein davon an der Diele hing und still verschwebte, da fühlte der Heilige Vater zum ersten Mal wieder, seit er die weiße Papstseide trug, daß es noch Größeres gibt als die grelle Glorie seiner Regierung: Einfachheit der Seele, Franzens, des heiligen Habenichts, Einfachheit.

Jetzt aus all der verschachtelten und verwinkelten Krämerwelt hinaus in die Nähe des Todes gerückt, fühlt er wie Heimweh einen Hauch dieser Einfachheit über sich kommen. Sehnsüchtig blickt er über die Bettpfosten am Fußende hinaus und hinüber nach Assisi, wo der Heilige nun schon jahrelang mit den Vögeln und Füchsen und Jüngern lebt und wirkt, der Adam einer neuen Schöpfung.

Wenn doch jetzt dieser arme Franz da wäre und zu ihm ein Wort vom Frieden der Seele reden wollte, jetzt, in diesen paar so wichtigen letzten Minuten!

Die Umgebung sieht, wie der Schweiß aus der kühlen bleichen Stirne des Papstes rinnt und wie sein Auge quälerisch etwas sucht. Was möchte er wohl?

Ob er kühles Wasser wolle oder den Erzbischof Baldi oder seinen treuen Hofkaplan?

Nein, nein, nein, nichts dergleichen. Ach, könnte er nur den einen Namen rufen!

Ob man ihm etwas vorbeten solle?

Seine schwarzen großen Campagnaaugen sagen ja. Aber vorbeten sollte der große heilige Bettler. Das wäre ein Gebet wie von einem Riesen.

Man betet mit brennenden Kerzen ums Bett die sieben alten gewaltigen Bußpsalmen. Wie das dröhnt beim hundertsten Psalm: „Nimm mich nicht aus der Mitte meiner Tage weg!" Und wieder beim neunzehnten: „Die kommen mit Wagen und die mit Rossen — ich aber im Namen des Herrn!"

O, das alles erlöst nicht. Innocenz möchte eine mildere Sprache, er möchte das Wort Figliuolo hören, wie es Franz von Assisi so süß sagen kann, und Padre und Patria, wie er allein es so heimatlich ausspricht. Unbefriedigt irren seine Blicke umher und haften dann immer wieder an den fernen schimmernden Mauern von Assisi.

Da fällt endlich einem Kleriker ein, daß der wunderbare Franz von dort drüben zurzeit in Perugia weile. Man hat ihn noch am Vormittag mit Bettlern auf der Piazza spielen sehen. Er ist ein Narr und ein Heiliger. Vielleicht könnte der noch helfen. Und vielleicht ist es das, was der Sterbende sucht. Soll man den Poverello holen, Heiligkeit?

Innocenzens Augen leuchten vor Freude. Und ein Erzpriester von San Lorenzo rennt hinaus und sucht nach Franz durch alle Schnörkel der Stadt. Umsonst! Er läuft in alle Schenken. Torheit! Endlich findet er den Bruder hinten im Spitalhof, wie er einem Siechen Suppe schöpft und zu jeder Kelle ein prachtvolles Sprüchlein weiß.

„Saget dem Papst," wendet sich Franz heiter gegen den Prälaten, „ich könne nicht kommen. Ich müsse der Kranken warten ... Unser großer Papst hat hundert Diener. Aber Nazaro hier, der Blinde, hat niemand, der ihm gut und höflich servierte."

Der Heilige Vater nickte leise mit den Augen auf diesen Bescheid und wartete geduldig. Als er dachte, Franzens blinder Krüppel sei nun wohl gut und höflich serviert, sandte er wieder hin. Und diesmal ging ein Erzbischof.

Wieder suchte man lange auf und ab. Endlich traf man den Heiligen an der alten Stadtmauer gegen Porta Nella hinunter in einem Rudel Gassenkinder. Franz teilte ihnen zusammengebettelte Orangen und Feigen und Brötchen aus und erzählte, während sie mit großen weißen Zähnen alles appetitlich aßen, Geschichtlein auf Geschichtlein von hohen und mächtigen Kindern der Bibel, also vom gewaltigen Hirtenbuben und Schleuderer David, vom übermächtigen Knaben Simson, der Löwen mit bloßer Hand erwürgte, dann vom viel feineren, hübschen und unsinnig schlauen Daniel und von den hellhaarigen, großartigen sieben Söhnen der Makkabäerin, die über Feuer und Messer wie über ein harmloses Spielzeug lachten. Und immer klatschten die kleinen Zuhörer in die schmutzigen Hände, schrieen: „Bravo Davide! Bravo Daniele! Bravissimo piccolo figlio Maccabeo!" und flehten dann: „Noch ein Geschichtlein, nur noch eines, Bru-

der Franz! Es ist so schön, was du da alles weißt. Wir wollen es nachmachen, sicher! Also denn, was war's mit dem kleinen Krausebürschlein Giovanni Battista?"

„Saget dem Papst," unterbrach jetzt Franz seine Kinder und verneigte sich ehrsam vor dem Erzbischofe, „ich könne wirklich nicht kommen. Ich müsse Kinder lehren. Unser Heiliger Vater ist ja weiser als alle Kinder und Greise. Er braucht keinen Lehrer. Er ist der Lehrer der Lehrer. Und wenn er sich doch einen klugen Spruch will sagen lassen, so hat er ja ein Dutzend Doktoren von Paris und Bologna um sich... Und nun, ihr lieben, losen Jungen, gebt acht, was ich euch vom kleinen Battista ..."

Schmerzlich verzog Innocenz den feinen Mund auf diese Meldung und wartete, bis Franz alle Geschichtlein von mächtigen heiligen Kindern den Perugierschlingeln unten an der Mauer erzählt hatte. Er galt dem heiligen Bruder also weniger als ein Blinder im Spital oder als irgend ein ungehobelter Gassenbengel. Das war sehr betrübend. Aber Innocenz demütigte sich und glaubte, Franz tue recht. Und als er meinte, die Kinder hätten nun alle schönen Geschichtlein gehört, da sandte er, fast gar schon ohne Atem und Herzschlag, noch einmal dringend hin. Franz möge jetzt doch um alles kommen! Der Papst sterbe, wenn er zögere. Es sei doch etwas Großes, wenn ein Papst rufe. Diesmal waren es zwei Kardinäle in langen brennendroten Purpurschleppen.

Doch Franz befand sich schon nicht mehr bei den Kindern, sondern war durch den Garten des reichen Baglioni spaziert, als wäre der sein Gut. Und da fand man ihn mitten im Weglein, zwischen den hohen Rebstangen stehen und eine Spinne trösten, der er unachtsam die silberne Hängebrücke von einem Busch zum andern zerrissen hatte. Nun flatterten die Reste traurig im Winde.

Franz zog aus seinen zerfaserten Aermeln so lange dünne Fäden, als er nur konnte, und suchte mit Bedacht und Fleiß sie zu verschlingen und mit den Enden zu verknüpfen und der Kreuzspinne so den Weg hinüber wieder ordentlich zu flicken.

„Saget dem Papst, ich müsse doch wahrhaft dem Spinnlein den zugefügten Schaden wieder gut machen. Der Heilige Vater hat mich nicht so nötig. Hundert Nachfolger warten auf sein Sterben, um gleich an seinem großen Faden das Netz Petri weiter zu spinnen. Oder zu flicken, wie es ihnen gut scheint ...Aber du, zierlich gesprenkeltes Spinnlein, hast wohl Hunderte, die dein Gewebe zerstören, aber niemand, der es dir wieder flickt. Da muß schon der dumme Franz herhalten."

Und er fuhr fort, sehr feine Fasern aus dem Aermel zu zupfen und zu verknüpfen und über das Laub zu ziehen, indessen die Spinne mit ihren hundert dankbaren, schwarz funkelnden Augen dem seltsamen Gehilfen vom gezahnten Rand eines Blattes auf jeden Finger sah und sich an dieser menschlichen Plumpheit köstlich ergötzte.

Diesmal wagten die Boten nicht heimzukehren und zu sagen, Franz habe ein garstiges Ungeziefer dem heilig und dreifach Gekrönten vorgezogen. Sie warteten also, indem sie bald an der seidenen Schleppe zogen, wenn eine Schnecke darüber kriechen wollte, oder eine Fliege abwehrten, die auf ihr goldenes Brustkreuz sich geradewegs hinsetzte, weil es so funkelte in der süßen gelben umbrischen Vesperſonne. Dann horchten sie wieder gegen San Lorenzo hinauf, ob dort vom Schallloch die Totenglocke immer noch nicht anschlage.

Endlich war Franz mit seiner Feinweberei fertig. Die Spinne bedankte sich durch ein munteres Gezappel der Füße und durch ein gewaltiges Gefunkel der hundert Aeuglein.

„Gehen wir jetzt," sagte Franz fröhlich, als er ringsum weder einen Krüppel, noch ein Kind, noch ein Tierlein oder sonst was Bedürftiges sah, dem er etwas zulieb tun könnte.

* * *

Indessen lag Innocenz hochauf in den Kissen, dem Fenster und den Bergen von Assisi zugewandt. Und es fiel gerade die Sechsuhrsonne, die tiefgelbe umbrische, auf die päpstliche Krone zu Häupten des Bettes. Das Geschmeide flammte auf wie eine zweite Sonne und tauchte das ganze Gemach bis in die hinterste Ecke in einen seltsamen goldigdunkeln Dunst.

Der Papst horchte auf jeden Tritt über das Straßenpflaster unter dem Fenster. Plötzlich öffnete er die Augen weit und lächelte. Von allen andern Füßen unterschied er das leichte Holzschuhgeklapper des Bruders Habenichts. Er atmete schon den Wald- und Heideduft und das Paradieslüftchen dazu, das von Franz ausging. Seine feinen, bleichen, seidigen Lippen öffneten sich leise wie zum Grüßen.

Aber auf der Schwelle blieb Franz jählings stehen und hielt die Hände wie geblendet vor das Gesicht und sagte: „Herre Papst, da kann ich nicht hinein!"

Man rief, drängte, stieß. Was soll nun das? Warum spielt er jetzt wieder den Sonderling? Ist dies die Demut des Gottesknechtes, sich so zu gebärden? Warum, warum doch kann er nicht hinein?

„Mich blendet die Erde allhier," antwortet der Poverello einfach.

Da hoben sie die Krone weg, und es wurde dämmerig im Saal, und Franz konnte hereinkommen. Er kniete vor den Papst auf beide Knie nieder wie ein Kind. Und Innocenz lächelte so zufrieden, wie er seit der Siegeskunde von Tolosa nie mehr gelächelt hatte. Ihm war, es knie ein Cherubim an seiner Seite. Franz aber begann:

„Vielglücklicher Heiliger Vater, nun sagt Ihr: Fahr wohl, Welt! Aber, da knistert und rauscht und schmeichelt sie noch immer um Euch, sodaß der Himmel nicht recht herzu kann."

Sprach's und zog dem Papst, der immer fröhlicher dreinsah, das seidene Schulterröcklein und die goldene Kette und sogar die breite, golddurchwirkte, schwere Stola ab. Alles sah zu und entrüstete sich und wagte doch keine Widerrede. Aber Franz warf seinen braunen, von so vielen Bettelreisen verstaub-

ten und von so vielen Gassenbuben verunglimpften Mantel ab und legte ihn dem Papst über Brust und Schulter.

Dann blickten sich die Zweie lange in die Augen und durch diese offenen Fenster in die tiefste heimlichste Seele, der oberste Gebieter und der unterste Knecht auf Erden — und beide verstanden sich.

„Rede doch mit ihm," gebot der Kardinalbischof von Ostia. „Deinen Trost will er haben!"

„Von der Schlacht bei Navas de Tolosa sag' ihm! Hunderttausend tote Heiden! Sag' das!" schrie der Graf von Benevent.

„Oder vom Kreuzzug nach Byzanz!" meinte ein vlämischer Baron.

Aber Franz zog ein paar Spinnfäden mit höflichen und feinen Fingern aus seinem Bart und zog sie dem Papst über das noch immer braune, krause und jetzt vom Sterben ganz nasse Haar. So andächtig tat er das, als wären diese grauen Fäden das Köstlichste der Welt.

„Seht, Herre Papst," sprach er dann munter, „es bleibt Euch nichts von allem Rom und Weltreich. Ja, von allem großen Spinnen und Weben und Sorgen über Alpen und Meere hin bleibt Euch weniger als meiner Schwester Spinne drüben in den Weinlauben."

„Nicht so mußt du reden," schalt da der ritterliche Bischof von Pisa. „Von den Bannstrahlen red' ihm lieber, die über den Gotthard in den deutschen Schnee flogen, von den getrösteten Königinnen zu Paris und Leon und solches mehr! Das klingt ihm schöner."

„Und doch," fuhr Franz fröhlich fort, ohne im geringsten auf den Hoftroß zu achten, „ist Euch etwas Köstliches geblieben und das Beste von allem, Herre Papst: die reine Armut! Da nehmt dieses Fetzlein Spinnfaden! So arm seid Ihr. Ein Bettler im Trastevere ist dagegen ein Krösus."

„Nicht so! Vom Konzil im Lateran erzähle!" mahnt der Statthalter von Spoleto.

„Vom Krieg gegen die Ketzer!" eifert Montforts junger Vetter.

Aber Franz sah die vermehrte Freudigkeit des Heiligen Vaters wie einen hellen Sonntag über die Stirne ausgebreitet und redete unverdrossen weiter: „Vergesset das alles, was Euere guten Herren da fabulieren. Und kehret lieber zurück in Euere Jugend ... Da hast du," begann er den Papst mit einem Mal zu duzen, „ein Büchlein geschrieben, lieber Bruder, weißt du noch?"

Jetzt lag nichts Politisches und Staatsmännisches mehr im Papstgesicht. Ein junges weiches Lächeln überzog alle Härte dieses Marmorkopfes. Wie ein Kind sah der große Innocenz aus. Denn er sah sich als feurigen, frühreifen Knaben vom Wein und von der Minnemusik im elterlichen Palast hinauslaufen in die tiefen Rebenstauden des Schloßhügels von Segni und nachdenken, was mehr sei als so ein erhobener Becher und so ein geharfnetes Liebeslied und so ein bunter und doch schwermütiger Campagnertanz. Und wieder sah er sich nachts im Bücherzimmer seines Vaters sitzen und über dem Ekklesiastes studieren, wenn der Docht schon heruntergebrannt war und seine Adelsgenossen sich zechmüde nach Hause trollten — sah sich da sitzen im Finstern und nachsinnen über das, was das Genie aller Zeiten nie Größeres lehrte: einfach sein! Und der Sterbende besann sich hell, wie er damals voll stürmischer Begeisterung anfing, rauhe Kleider zu tragen und das Wenigste und Gewöhnlichste zu essen und zu trinken, was durchaus zum Leben gehört, und die hochlehnigen, weichen Stühle zu fliehen und ein Werklein zu schreiben: De contemptu mundi*). Ah, er weiß jetzt, daß er nie so glücklich war wie damals beim heißen herzklopfenden Niedergekritzel jener wenigen Blätter. Sie machen ihn jetzt glücklicher als die gebogenen königlichen und kaiserlichen Knie seines ruhmvollen Pontifikats. Es war schon nicht mehr irdische Heiterkeit, es war eine andere, erdfremde Sonne, die auf seinem erblassenden Antlitz leuchtete.

„Bei allen Söhnen der Armut und bei allen Töchtern der heiligen Einfachheit," sagte Franz, „wird dein Büchlein gelten. Deine Staatspapiere lärmen sich bald aus und liegen stumm in den Archiven wie Leichen im Sarg. Aber das Büchlein bleibt, solange der Weg vom Staub zum Geist und von der Erde zum Himmel durch das heilige Tor der Armut geht!"

Innocenz lag wie in Verzückung.

„So vollende denn diesen Königsweg, Herre Papst und Herre Bettler! Geh im Frieden! Um dieses Büchleins und seiner Stille willen wird dir viel Lärm verziehen werden."

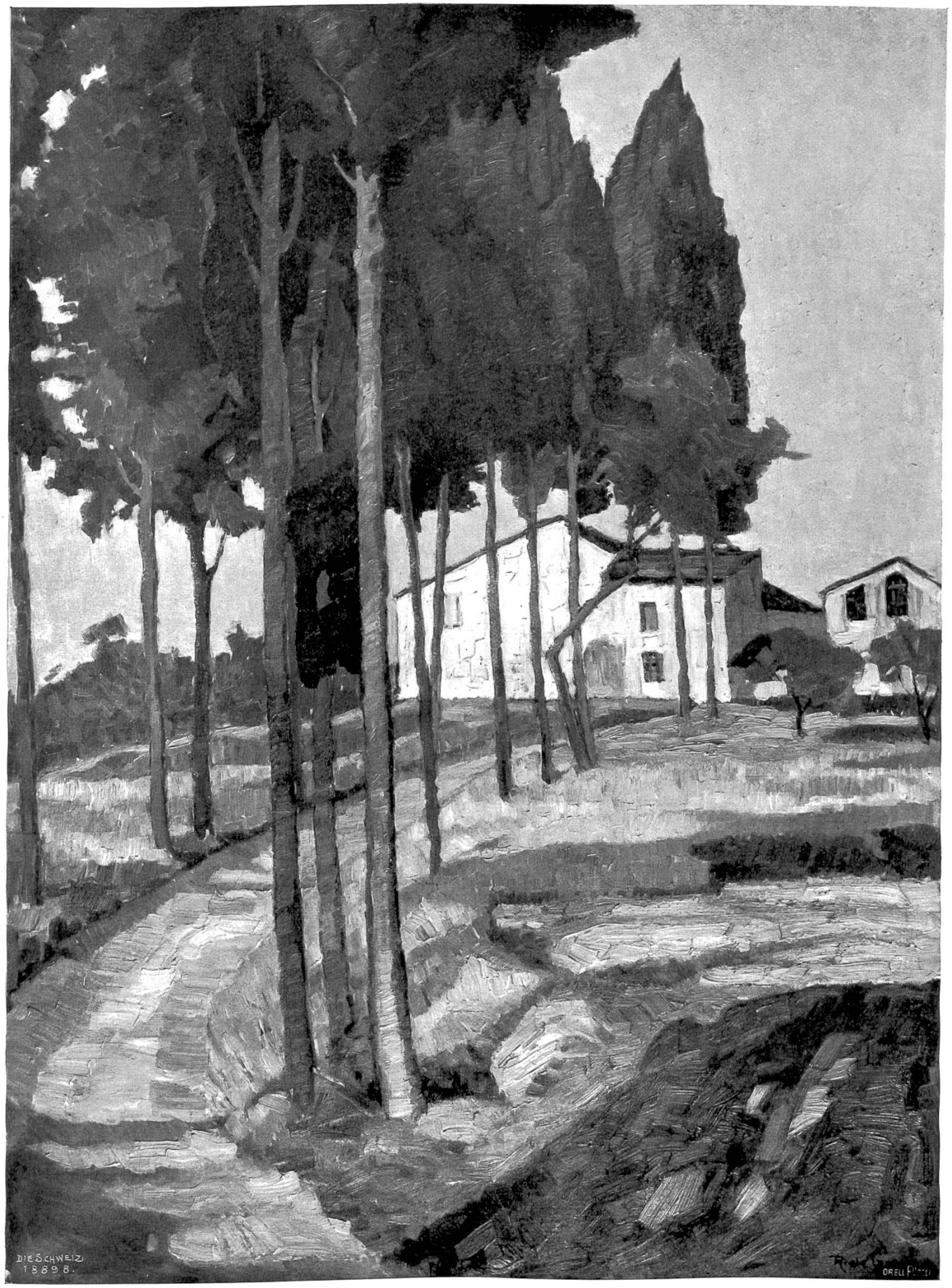
Damit faßte Franz die schon erkaltete Hand des Papstes, so, wie man den Freund, der eine weite, gar stattliche Reise unternimmt, an der Hand faßt, als sollte er uns doch um der Bruderliebe willen aus dieser winkligen Langeweile heraus mitnehmen in seine helle, tapfere, wunderbare Straße hinaus.

Die schlanke Gestalt des Papstes tat einen leisen feinen Ruck vom Kopf bis zu Füßen des Bettes, daß es wie ein silbernes Klirren durchs Zimmer ging, und öffnete den Mund und ließ fröhlich das letzte Lüftchen entgleiten. Und niemand hätte seiner hellen Miene den Tod angesehen und an einen Leichnam geglaubt, wenn sich Franz nicht zu den Versammelten gewendet und beinahe lustig gesagt hätte: „Seht einmal da unsern lieben Herrn Papst! Er hat seinem Nachfolger nichts hinterlassen als dieses Lächeln auf der Stirne und diese paar Spinnfäden im Haar. Aber das ist genug."

Und mit der gleichen Heiterkeit und den feinen höflichen Händen, womit er vorher den blinden Nazaro serviert, die Rangen gestreichelt und das Spinnlein bedient hatte, schloß er dem Heiligen Vater den offen gebliebenen Mund und scherzte noch: „Bleib' nun still, du hast genug geredet!"

Verwirrung und Gewoge im Palast und in der Stadt Perugia. Ueber die Leiche hin geht Posaunenstoßen und Roßgetrappel und das schwere erregende Geschäft einer neuen Papstwahl. Und in diesem großen Getöse merken nur ein paar leise,

*) Ueber die Geringschätzung des Irdischen.



Raphael de Grada, Zürich.

Landschaft bei Florenz.
Phot. Ph. & E. Link, Zürich.

fromme Menschen das Flattern einer weißen unbekannten Taube, die sich zu Häupten des aufgebahrten Papstes in San Lorenzo niederläßt, wie damals, als man den Jüngling zum Papst erkor.

Als Franz spät am Abend in die Klosterstube zu Assisi trat, sagte er:

„Unser lieber Bruder Innocenz ist soeben drüben in Perugia in diesem Mantel gestorben und hat den Frieden gewonnen!"

Da liefen die Brüder herzu und küßten das braune grobe Tuch und wollten alsogleich das Requiem aeternam für den Toten anstimmen.

Aber Franz vollendete: „Betet also für die arme Seele des — neuen Papstes!" (Fortsetzung folgt).

Die Marquardten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.

(Fortsetzung).

So war der Marquardt denn wieder eingegangen in sein Heim und Eigen, als wie ein Hochzeiter, dem die Braut das Bette bereitet. Und nicht anders war der Marei zu Mute als vor zehn Jahren, da das Frösteln und Schauern der Dämmerung zum ersten Mal durch dies Kammerfenster herein und über ihr Bett huschte. Aber wie damals, so umfing und bedeckte sie auch heute wieder als ein Mantel die Liebe und umfing sie als ein wonniger Traum, aus dem sie zu bald nur das mahnende Brüllen des Viehs, das schon geraume Zeit aus dem Stall herübertönte, nicht eben liebreich aufschreckte.

Es war ein trüber grauer Morgen. Der kalte Ost fegte die letzte Erinnerung an den Triumphtag der Auszügler aus dem Gedächtnis der Dörfler. Zu diesen Erinnerungen gehörte auch die Rede des Ammanns samt Nutzanwendung und guter Meinung über das allgemeine Wohl und liebe Vaterland, den Krieg im allgemeinen und die Auszügler aus der Gegend im besondern. Nur das vergaßen sie nicht und verdroß sie, daß man dem Marquardt nachredete, er habe selbander zu dritt ein Regiment Preußen in die Flucht gejagt. Der Leuenwirt meinte zwar: Der Marquardt möge wohl leicht bei den Preußen, wie er auch sonst zuweilen pflege, das Maul etwas weit aufgetan haben, also daß jene der panische Schreck ergriffen. Aber die Mehrzahl der Dörfler, vorab der Lang, ärgerten sich über die Sage, die dem Marquardt den goldenen Kranz der bürgerlichen Tugend um die Schläfe hängte, indessen sie selber doch eben am besten daran waren, ihm aus Gült und Briefen einen Strick zu drehen und ihn damit zu erwürgen.

Es gab einen trüben und kalten Maien, in den zum Ueberfluß noch ein unverständig Wetter hineinhagelte und hineinschneite. Der große Frost vom April brachte sich nun männiglich in Erinnerung, hielt Gras und Futter nieder und ließ die Frühjahrssaat nicht recht aufkommen. Also gingen die Bauern mit gerunzelten Mienen herum, güllten und schimpften, räßeten und treßeten, und etliche begannen schon Vieh zu verkaufen. Da ging denn auch der Marquardt hinaus in den Acker und sah sich alles an, das Gras und den Klee, den Haber und die Gerste, und indes er zuweilen den Kopf schüttelte, wurde sein Gesicht immer finsterer und dunkler. Denn wo er Kartoffeln zu stecken gedacht, lag Gerste, und wo er Gerste zu streuen gesonnen, war Klee gesät, also daß seine Felder stunden wie ein maroder Landsturm und der Marquardt zuweilen einen Fluch ausstieß und mit den genagelten Schuhen wütend ins Grüne trat. Nur wenn er am Letztjährigen und am Korn vorüberging, das hoch und dicht stand, hielt er an und schien sich einen Augenblick der prächtigen Parade zu freuen. Ja, das hatte er selbst gesät. Stand der Weizen nicht stramm und dick wie die Preußen? Aber das andere — ja, das hatte der Teufel, das war mit bösen Wünschen in die Furchen geregnet, drum gedieh's nicht. Und indem er so vor sich hin sinnierte, sah er nicht, daß es den Dörflern mit der Frühsaat ging wie ihm, und er verschloß und verbitterte sich. Wie es nun einmal bei Menschen ist, daß sie nichts lieber als Unfrieden und Unheil in anderer Leute Stuben tragen, so spielten auch im Leuen etliche Dörfler vor dem Marquardt auf den Lang an und stichelten ihn, er hätte da einen sonderlichen Ackerer gehabt dies Frühjahr, und wie ihm der Klee wachse. Der Marquardt aber schwieg lange Zeit zu diesem Geschwätz, bis eines Sonntags der Vetter Lang in den Leuen zu einem Schoppen kam. Der Marquardt hatte eben ein Spiel Karten in der Hand, als der Lang eintrat, sich setzte und einen Wein heischte. Da wandte sich der Marquardt halbwegs nach ihm um und sah ihn an, sagte aber nichts. Nach einer Weile, da er eben seinen letzten Trumpf ausgespielt und dabei mit der Faust heftig auf die Tischplatte geschlagen, grollte er plötzlich unter dem buschigen Bart hervor: „Ich will Euch schon weisen, ob ein jeder Heuschrecken auf meinem Grund herumackern soll!" Drauf war's wieder eine Weile still. Die Dörfler aber spannten Ohr und Augen, um des Schauspiels zu genießen, das sich da mit dem Lang und seinem Schwager abspielen möchte, indes der Lang ein paar Mal hastig an seinem Gläslein zog. Als dann aber der Marquardt wiederum die Karten mischte und zum Abheben auf den Tisch schlug, sagte der Lang zu den Dörflern: Er meine auch, meine auch — es wäre ringer einen Wirtstisch pflügen als einen Acker, es gäb noch etliche solcher Narren, Narren — Aber es könne einer den lieben langen Tag einen grünen Kittel, grünen Kittel in den Acker hinaushängen, der selbe Acker würd' doch nicht grünen. Und dabei spielte er auf die grüne Scharfschützenuniform des Marquardt an, also daß die Dörfler eine helle Lache aufschlugen, die aber alsogleich verstummte, da der Marquardt die Karten ablegte und sich nun voll zum Lang umwandte. Denn sie waren alle dessen begierig, was nun wohl kommen möchte, und der Baptist fürchtete eine Weile lang für seine Stuhlbeine. Aber nur eine Weile; denn dem Marquardt kam es seltsam ruhig vom dunkeln Gesicht, als er dem Lang antwortete: „Nichts für ungut, Vetter, aber die Marei ist eines Lehrers Kind. Ihr hättet ihr sagen müssen, daß man